

Die grösseren Heere

Autor(en): **Schumacher, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 3

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Nein, es war nicht leicht, alles, was ich in diesen Tagen erfahren hatte, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Es war sogar unmöglich. Ein Bekannter wies mich an einen Fluidalgelehrten, das ist ein Mann, der die Wissenschaft vom Fluidum betreibt, das jemand um sich trägt. Auch wies mich jemand an einen Od-Spezialisten, der aus der Art der Ode, die ein Körper ausstrahlt, das Schicksal voraussagen kann.

Mit einem Wort, die Sache musste doch irgendwo einen Haken haben? Wie konnten derartige ‚Wissenschaftler‘? einander so widersprechen?»

Dr. Peters schwieg und blickte dem Rauch seiner Zigarette nach.

«Und ist sonst irgend etwas von all dem eingetroffen?» fragte ich ihn.

Dr. Peters nicht. «Leider ja. Das mit dem Steueramt. Diese Frau Watruba schien mir tatsächlich von allen die Gescheiteste zu sein!»

Hans Schumacher

DIE GRÖßEREN HEERE

In Conrad Ferdinand Meyers «Chor der Toten» stehn die Verse:

Wir Toten, wir Toten sind grössere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!

Ein Gedanke, wie er kaum besser zu Allerseelen passen könnte, zum Tage des Gedankens an alle Verstorbenen. Welch ungeheure Vision, sich die Millionen und Abermillionen von Menschen vorzustellen, die schon auf der Erde gelebt haben und nun in ihr ruhen, in sie eingesunken, in sie aufgelöst worden sind: «Fährt sein Odem aus», sagt der Psalmist vom Menschen, «so kehrt er wieder zur Erde, und alsbald ist's aus mit seinen Plänen.»

Sich den Abgeschiedenen zuzuwenden, jenen, die man kannte, und auch den Unbekannten, allen, die aus dieser Welt gegangen sind und nur noch mit den letzten Spuren ihrer körperlichen Hülle in ihr weilen: diese Haltung ist von ergreifender Menschlichkeit. Es ist die Haltung des geneigten Kopfes,

der Demut, der leisen Melancholie, der Trauer und auch des Aengstlichen, Bangen — «Wir alle müssen miteinander Mitleid haben», dieser Spruch Goethes mag uns dabei einfallen.

An Allerseelen kann es uns klar werden, wie nichtig und bedeutungslos alles das ist, dem wir im hastigen Alltag, der keinen Rückblick, sondern nur Gegenwart und berechnetes Morgen kennt, dem wir in unserem lärmigen Leben so viel Wert beimessen: der gesellschaftlichen Stellung, dem Glanz des Geldes, dem Ruhm, dem ganzen Jahrmarkt der Eitelkeiten — ein kühler Anhauch, und alles ist verweht, vergessen und oft schon am andern Tag in keines Menschen Gedächtnis mehr.

Das ist die Stimmung des Herbstlichen, und nur der November kann Allerseelenmonat sein. Wenn wir jetzt hinausgehen in die Wälder, ist es überall um uns: die Blätter, die — nach Rilke — mit «verneinender Gebärde» zur Erde fallen; die Geisterhelle, die sich im kahler werdenden Wald ausbreitet und Durchblicke in neblige Fernen gestattet; der Duft des feuchten und moderigen Grundes. Und wenn man vor die Stämme hinaustritt, zeigt die Landschaft denselben Anblick des Vergänglichlichen: die Felder liegen abgeerntet, die Wiesen bleichen. Vielleicht sieht man wie einst Gottfried Keller einen Bauern über das «Land im Herbst» gehn:

Die müde Scholle neu zu stärken,
Lässt er den toten Staub verwehn;
So seh ich ihn in seinen Werken
Gedankenvoll und einsam gehn.
Grau ist der Schuh an seinem Fusse,
Grau Hut und Kleid, wie Luft und Land;
Nun reicht er mir die Hand zum Grusse
Und färbt mit Asche mir die Hand.

Asche: eines der sinnfälligsten Symbole dieser Jahreszeit, wie der Staub, der im Winde verweht. Wie der Staub im Sonnenstrahle Wallt's vorüber, Kern und Schale — Ewig ist, begreifst es du, Sehndend Herz? nur deine Ruh!

Mit Ernst hat sich Keller immer wieder mit diesem Gedanken vertraut gemacht. Sein Gedichtkreis «Sonnwende und Entsagen» erweist es. Die Ruhe des sehndenden Herzens war ihm ein Trost. Ruhe ist es, was neben dem Melancholischen dem Allerseelenmonat auch entströmt. Wie bald wird man selbst zu dem grössern Heer zählen und dann aller Unruhe enthoben sein!

Diesen Ueberlegungen wird sich kaum einer entziehen können, der jetzt auf einsame Spazier-

gänge geht. Man muss sie unternehmen, sie tun uns not, sie führen zu uns selbst, zum Menschlichen schlechthin, zum Menschen, dessen Hiersein, gemessen am Masstab des Ewigen, von so kurzer Dauer ist. Matthias Claudius sagt es so:

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kommt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr ...
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kommt nimmer wieder.

Dieses Nimmerwiederkommen ist es, was den Menschen die dunkle Trauer in die Herzen senkt. Der Dichter Justus Kerner, mit den Geistern im Bunde; hoffte und sprach es aus, nach dem Tode seinem Sohne zu einem letzten Abschiedsgruss noch einmal erscheinen zu wollen. Dieser aber berichtet: «Einige Monate später sass ich allein Abends auf dem Bänkchen, es war am Begräbnistag meines Vaters, ich starrte, Tränen in den Augen, in die dunkle Nacht hinein und rief: ‚O komm, komm!‘ — er kam nicht, und wie oft bin ich seitdem auf dem Bänkchen gesessen und suchte mich hineinzuträumen in einen Zustand, wo ich fähig wäre, Geister zu sehen! Er kam nicht, aber oft war mir's, als träte er mir näher, als stände er neben mir.»

Eine Szene, die in ihrer rührenden Kindlichkeit doch wieder nur Ausdruck der ewigen Hoffnung ist, ohne die der Mensch nicht leben kann, der Hoffnung, nicht einem endgültigen Auslöschen überantwortet zu sein.

In den grossen Religionen, im Christentum, findet diese Hoffnung, durch welche das Menschsein geradezu definiert werden könnte, seinen erhabensten Ausdruck. Dass man jetzt dann aller Seelen der Verstorbenen gedenkt, mag jeden mit der Gewissheit erfüllen, dass auch er nicht verloren ist. Und wer zweifelt, bekommt eine Antwort von der Natur, die in den weissen Scheintod des Winters sinkt, nur um im Frühling neu zu erwachen.

Zu den grössern Heeren der Toten gesellt sich das noch grössere der Ungeborenen, noch geboren werdenden, die ihr künftiges Dasein aber den Dahingeshiedenen verdanken — im ewigen Rhythmus des Lebens,

*

K. Fender

BEIM PHRENOLOGEN

Hoch über der Stadt, abseits von der Villenstrasse mit ihren Vorgärten, wohnt der Mann, von dessen Kenntnissen und Wunderblicken man sich drunten erzählt. Er halte öffentliche Vorträge und gebe Kurse über Physiognomik, er, der frühere Bijoutier, und da er als ein Jünger von Gall und Lavater durchaus ernst zu nehmen sei, und seine Gelegenheitspraxis daher nicht das mindeste mit Wahrsagerei oder dergleichen zu tun habe, so verlohne es sich, ihn aufzusuchen.

Die farbenprächtige Herbststimmung liess zwar vermuten, dass der Physiognomiker, der auch als leidenschaftlicher Gartenliebhaber bekannt war, den Nachmittag eher auf seinem entfernt gelegenen Grundstück als hier im engen Stadthaus zubringe. Aber bereits im Treppenhaus verriet ein köstlicher Apfelduft, dass die Ernte schon heimgebracht sei, und so sah ich mich oben, als die Tür des kleinen Vorraums geöffnet wurde, von frischgebrochenem Obst in Zainen und Kisten umgeben, wie von einer Versammlung von Kindern, deren Gesichtlein vom glücklichen Spiel durchglüht sind. Offenbar war man hier fleissig an der Waage beschäftigt gewesen; trotzdem versicherte mir die blauäugige Tochter, der Vater werde mich gewiss gern empfangen.

Dass es in der Stube, in die ich geführt wurde, keineswegs sprechstundenmässig zugehe, zeigte die offene Nähmaschine mit dem eingeschobenen Stoff und auf dem Kommödl der hingeworfene Kragen, dessen sich der Hausherr vor dem Apfelgeschäft gewiss noch rasch entledigt hatte. Einzig eine von Kopflinien durchzogene Holzbüste im Hintergrund schien das Walten höherer Penaten inmitten dieser Kleinbürgerwelt andeuten zu wollen, wenn nicht auch das wandhohe Gemälde, das ohne Zweifel ihn, den Meister Cognitor, darstellte.

Wie verschieden davon aber erschien das lebendige Original, als jetzt ein schmales, bewegliches Männlein in die Tür trat, voller Freundlichkeit in den Augen und ganz abhold der feierlichen Pose